

Warum wir immer die Falschen heiraten

Von *Alain de Botton* — Wir wollen es unbedingt vermeiden. Und trotzdem binden wir uns zuverlässig an den falschen Partner. Je unvernünftiger eine Eheschliessung erscheint, desto stärker ist die Überzeugung, dass es die richtige Entscheidung war.

Sobald wir einem anderen Menschen nahekommen, tauchen verwirrend viele Probleme auf. Normal erscheinen wir nur Leuten, die uns nicht besonders gut kennen. In einer klügeren, reflektierteren Gesellschaft würde man seiner neuen Bekanntschaft bei einer der ersten Verabredungen ganz selbstverständlich die Frage stellen: «Und wie sieht deine Verücktheit aus?»

Vielleicht haben wir eine latente Neigung, wütend zu werden, wenn uns jemand widerspricht, und vielleicht können wir nur bei der Arbeit entspannen. Vielleicht müssen wir uns nach dem Sex von unserem Partner abwenden, und vielleicht ziehen wir uns in unser Schneckenhaus zurück, wenn wir beleidigt sind. Niemand ist perfekt. Das Problem ist, dass sich vor der Ehe kaum jemand mit seiner komplexen Psyche beschäftigt. Wenn sich in lockeren Beziehungen unsere Defizite offenbaren, suchen wir die Schuld beim Partner und machen Schluss. Und für unsere Freunde ist es nicht so wichtig, uns auf unsere Macken aufmerksam zu machen. Das Alleinsein hat insofern den Vorteil, dass man sich für einen ganz und gar unkomplizierten Menschen halten kann.

Unserem Partner geht es ähnlich. Natürlich versuchen wir, ihn zu verstehen. Wir besuchen seine Eltern. Wir schauen uns seine Fotos an, treffen uns mit seinen Studienfreunden oder Arbeitskollegen. All das bestärkt uns in der irrigen Annahme, dass wir alles richtig gemacht haben. Das Eheversprechen erweist sich als ein optimistisches, grosszügiges, unendlich schönes Glücksspiel zweier Menschen, die noch nicht wissen, wer sie selbst sind und wer der andere ist, die sich für eine gemeinsame Zukunft entscheiden, von der sie sich kein Bild machen und die kritisch zu befragen sie ängstlich vermieden haben.

Der Traum vom ewigen Glück

Lange Zeit haben die Menschen aus Vernunftgründen geheiratet: weil die Parzelle der Bauerntochter direkt an das eigene Grundstück angrenzte; weil ihre Eltern ein florierendes Geschäft besaßen; weil ihr Vater das Richteramt in der Stadt bekleidete; weil ein Schloss unterhalten werden musste oder weil beide Seiten Anhänger derselben Glaubensrichtung waren. Solche Vernunftehen führten zu Einsamkeit, Untreue, Missbrauch, Hartherzigkeit und verprügelten Kindern. Aus heutiger Sicht war die Vernunftehe alles andere als vernünf-

tig. Sie war oft zweckmässig, geprägt von Engstirnigkeit, Herablassung und Ausbeutung. Darum stand das, was an ihre Stelle getreten ist, also die Liebesheirat, nur selten unter Rechtfertigungsdruck.

Das Entscheidende bei einer Liebesheirat ist, dass zwei Menschen sich wie durch eine unbezwingbare Kraft zueinander hingezogen fühlen und aus tiefstem Herzen wissen, dass es der beziehungsweise die Richtige ist. Mehr noch: Je unvernünftiger eine Eheschliessung erscheint (vielleicht kennen sich die beiden erst ein halbes

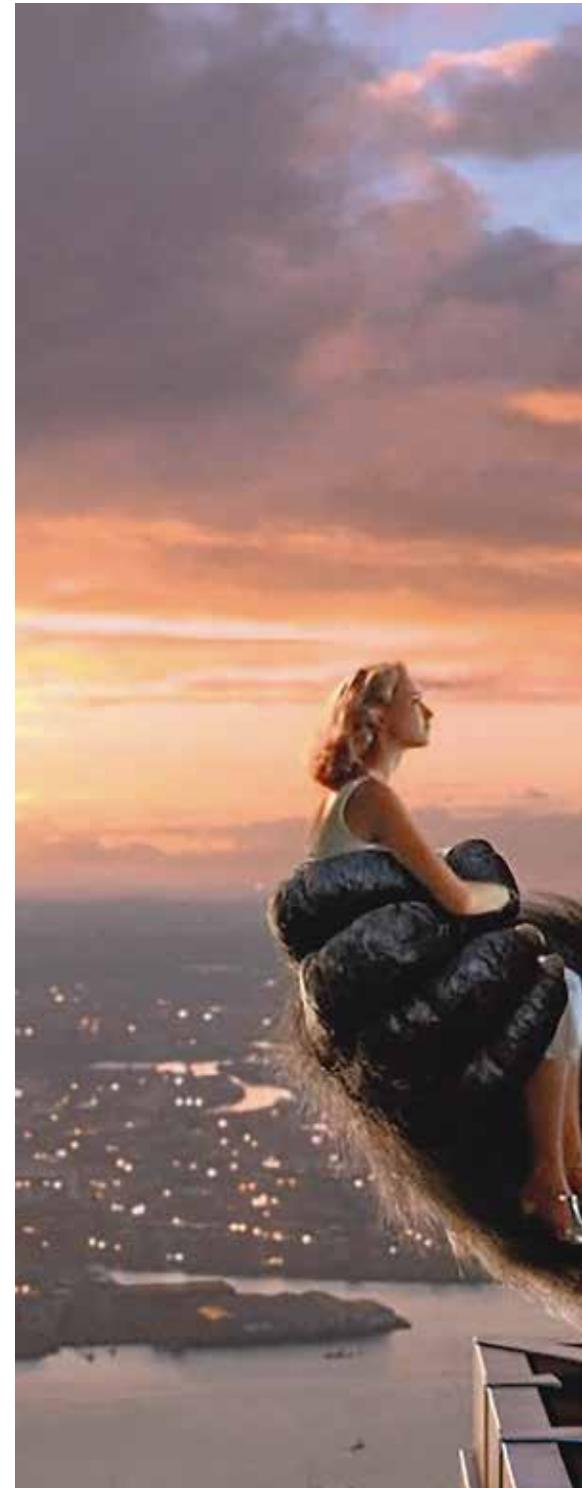
Alleinsein hat den Vorteil, dass man sich für ganz und gar unkompliziert halten kann.

Jahr, einer der beiden ist vielleicht arbeitslos, oder beide sind noch halbe Kinder), desto stärker ist die Überzeugung, dass es die richtige Entscheidung war. Unbekümmertheit soll vor den Irrtümern der Vernunft schützen, dieser Ursache von Elend, dieser Forderung von Buchhaltern. Das verbreitete Bauchgefühl ist die traumatisierte Reaktion auf allzu viele Jahrhunderte unvernünftiger Vernunft.

Doch selbst wenn wir daran glauben, in der Ehe das Glück zu suchen – so einfach ist es nicht. In Wahrheit suchen wir das Vertraute – und das könnte unseren Glücksvorstellungen in die Quere kommen. Wir wollen als Erwachsene in unseren Beziehungen die Gefühle aufs Neue erleben, die wir von unserer Kindheit her so gut kennen. Die Liebe, die die meisten von uns schon früh erfahren haben, wurde oft mit anderen, destruktiven Dynamiken durcheinandergebracht: dem Wunsch, einem Erwachsenen zu helfen, der nicht mehr weiterwusste, der Sehnsucht nach elterlicher Wärme, der Angst vor dem väterlichen Zorn, dem mangelnden Selbstbewusstsein, die eigenen Bedürfnisse zu äussern. Und so ist es ganz logisch, dass wir als Erwachsene bestimmte Kandidaten nicht deswegen aussortieren, weil sie die Falschen sind, sondern weil sie genau die Richtigen sind (viel zu ausgeglichen, viel zu reif, verständnisvoll und zuverlässig) und uns in ihrer Richtigkeit irritieren. Wir heiraten die falschen Leute, weil wir Geliebtwerden nicht mit Glück assoziieren.

Wir machen auch Fehler, weil wir einsam sind. Wer das Alleinsein unerträglich findet, ist in einer denkbar schlechten Ausgangssituation, um zu erkennen, wer ein passender

Partner ist. Eine gute Wahl können wir nur treffen, wenn wir die Aussicht auf jahrelanges Alleinsein gelassen ertragen. Andernfalls riskieren wir, dass uns die Beendigung dieses Zustands wichtiger ist als der Partner, der uns vor diesem Schicksal bewahrt.



Unüberbrückbare Differenzen.

Und schliesslich heiraten wir, um ein schönes Gefühl für immer zu bewahren. Die Ehe erscheint uns als Möglichkeit, jenes Glücksgefühl festzuhalten, das wir bei dem Gedanken empfanden, unserem Partner einen Antrag zu machen. Vielleicht waren wir in Venedig, auf einem Motorboot irgendwo in der Lagune, das Wasser glitzerte in der Abendsonne, wir sprachen über uns in einer Weise, die keiner von uns für möglich gehalten hätte, und später gingen wir in ein zauberhaftes Restaurant. Wir heirateten, weil wir diese Empfindungen für immer festhalten wollten, ohne begriffen zu haben, dass es keinen Zusammenhang zwischen diesen Gefühlen und der Institution Ehe gibt.

Tatsächlich transportiert uns die Ehe auf eine entschieden andere, technische Ebene, die sich etwa in einem Reihenhaus offenbart, mit langen Fahrten zum Arbeitsplatz und nervenden Kindern, die die Leidenschaft abtöten, der sie entsprungen sind. Das einzig verbindende Element ist der Partner. Und den zu konservieren, ist nicht empfehlenswert.

Die gute Nachricht: Es ist nicht schlimm, wenn wir herausfinden, dass wir die falsche Person geheiratet haben. Wir dürfen uns dann nicht von ihm (oder ihr) trennen, sondern nur von der romantischen Vorstellung, auf der das abendländische Eheverständnis seit 250 Jahren beruht: dass es einen perfekten Menschen

gibt, der all unsere Bedürfnisse befriedigt und unsere Sehnsüchte erfüllen wird.

Romantik ist gnadenlos

Wir müssen diese romantische Idee gegen die tragische (bisweilen auch tragikomische) Erkenntnis eintauschen, dass jeder Mensch uns irritieren, ärgern, nerven, auf die Palme bringen und enttäuschen wird – und wir (ohne böse Absicht) ihn genauso behandeln. Das Gefühl von Leere und Unvollständigkeit wird nicht verschwinden. Doch all das ist weder ungewöhnlich noch ein Grund dafür, sich zu trennen. Sich für einen Menschen zu entscheiden, heisst nur, herauszufinden, für welche Art Leiden wir uns am ehesten aufopfern wollen.

Diese pessimistische Haltung kann eine Lösung für mannigfache Probleme und Unzufriedenheiten in der Ehe sein. Es mag merk-

Wir müssen nur herausfinden, für welche Art Leiden wir uns am ehesten aufopfern wollen.

würdig klingen, aber Pessimismus verringert den enormen Erwartungsdruck, den unsere romantische Kultur der Ehe auferlegt. Dass es einem anderen Menschen nicht gelingt, uns von unserem Schmerz und unserer Melancholie zu erlösen, spricht nicht gegen ihn und ist auch kein Grund, die Beziehung zu ihm in Frage zu stellen.

Nicht derjenige passt am besten zu uns, der alle unseren Vorlieben teilt (diesen Menschen gibt es nicht), sondern derjenige, der klug mit Geschmacksunterschieden umgehen kann und keine Angst vor Meinungsverschiedenheiten hat. Dieser «nicht allzu falsche» Mensch zeichnet sich nicht dadurch aus, dass er unsere perfekte Ergänzung ist, sondern dadurch, dass er Differenzen grosszügig tolerieren kann. Kompatibilität ist ein Ergebnis von Liebe, nicht ihre Voraussetzung.

Die Romantik hat uns nicht weitergebracht. Sie ist gnadenlos. Sie führt dazu, dass vieles von dem, was wir in der Ehe durchmachen, uns ungewöhnlich und erschreckend erscheint. Am Ende sind wir einsam und überzeugt, dass unsere Beziehung, mit all ihren Unvollkommenheiten, nicht «normal» ist. Wir sollten lernen, das Unvollkommene zu akzeptieren, und uns unablässig bemühen, unseren eigenen Defiziten und denen unserer Partner mit mehr Nachsicht, Humor und Wohlwollen zu begegnen.



Alain de Botton ist Philosoph und Buchautor. Soeben erschien von ihm das Buch «The Course of Love» (Penguin).

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

